

Ángela Pradelli, vier Texte (Bedigliora, 2015)

Übersetzung aus dem Spanischen von Marion Dick

1. Abschied in Faraneto

Ich hatte schon die Schiffsfahrkarte gekauft, um nach Amerika auszuwandern. Es war Anfang Dezember 1923. Meine Mutter wollte nicht, dass ich Italien verließ, aber nur noch wenige Tage und ich würde mit Kurs auf Argentinien am Hafen von Genua ablegen. An einem dieser letzten gemeinsamen Morgen wollte meine Mutter mit mir in den Wald von Faraneto hinabsteigen, um die letzten Esskastanien der Saison zu sammeln. Nach Mittag gingen wir los. Wir wechselten noch in unser altes Paar Schuhe, das wir nur auf den Trampelpfaden im Wald trugen. Meine Mutter zog sich die blaue Wollstrickjacke über, dann steckte sie einen kleinen in einen größeren Korb und gab mir beide zum Tragen. Ich knöpfte meinen Mantel zu, und los gingen wir. In der Nacht war der erste Schnee gefallen, sodass wir an diesem Morgen sehr gefroren hatten im Haus, jetzt aber, auf dem Weg zum Wald, leuchtete uns die Sonne an und wärmte uns die Gesichter. Die Gipfel der Berge hatten sich im Morgengrauen weiß gezeigt, und auf dem Feldweg fanden wir hier und da Häufchen frischen, weichen Schnees. Nach einer halben Stunde Fußmarsch zogen wir an der Burg von Faraneto vorüber, einige Minuten später erreichten wir den Kastanienwald. Wir mussten uns beeilen, damit die Rückkehr nicht zu spät wurde, denn wenn die ohnehin schwache Sonne sinken würde, würde die Kälte sich wieder bemerkbar machen. In der Zwischenzeit aber, im Wald, wären wir wohlaufgehoben. Im Wald ist es immer eher warm, feucht-warm und ein bisschen stickig, selbst im Winter. Wir stellten die Körbe auf einem Stein ab und zogen die Jacken aus. Meine Mutter trieb zwei lange Zweige auf, mit denen sich das Laub am Boden auseinanderscharren ließ, und gab mir einen davon. Wir schlugen verschiedene Richtungen zwischen den Bäumen ein und entfernten uns immer weiter voneinander, bis wir uns aus den Augen verloren; unter unseren Füßen aber hörten wir die trockenen Blätter knistern, sodass wir einander, auch wenn wir uns nicht mehr sahen, in der Nähe wussten. Mit der Zweigspitze reichte ich das Laub auseinander, auf der Suche nach den Kastanien. Zu dieser Zeit im Jahr gab es nicht mehr viele. An jenem Tag versuchten meine Mutter und ich, die wenigen

verbliebenen aufzustöbern. Einige waren noch in ihre Schale gehüllt, und beim Aufheben piksten mich mehrmals Stacheln in die Handinnenflächen. An jenem Nachmittag brauchten wir wesentlich länger als sonst. Als mein Korb fast voll war, ging ich zu meiner Mutter, damit wir uns auf den Heimweg machten. Mein Gesicht war schweißnass. Ich trocknete mir die Stirn mit einem Taschentuch. Auch meine Mutter war verschwitzt und müde. Kaum aber waren wir draußen aus dem Wald, schlug uns wieder die eisige Bergluft entgegen und schnitt uns ins Gesicht. Es war noch nicht sehr spät, etwas nach drei Uhr vielleicht, doch die Sonne war gesunken und die Luft deutlich kühler geworden. Da zogen wir wieder unsere Mäntel über, und als meine Mutter den letzten Knopf ihrer Strickjacke zugemacht hatte, fasste sie mich bei den Armen. Ihre Hände waren gerötet von den Stacheln der Schalenfrüchte. Du hast den Krieg überlebt, sagte sie, du bist heimgekehrt, aber aus diesem Amerika, in das du jetzt ziehst, kommst du nie wieder zurück. Ihre gespreizten Finger schlossen sich sachte um meine Arme. „Begreifst du, was geschehen wird?“, fragte sie mich. „Wir werden uns nie wiedersehen, mein Sohn.“ Ich hätte ihr gerne etwas geantwortet, doch blieb stumm, ich konnte nicht, fand keine Worte. Dann gingen wir zurück. Bis zur Burg liefen wir zwei nebeneinander. Der Aufstieg war beschwerlich, wir waren erschöpft, und jetzt mussten wir noch die vollen Körbe tragen. Kurz hinter der Burg ging ich meiner Mutter ein paar Schritte voraus. Es wurde schon dunkel. Faraneto rückte nach und nach in die Ferne, immer weiter. Ich sah sie zwar nicht, doch hinter mir spürte ich den angestregten Atem meiner Mutter. Um uns herum war es ruhig, vielleicht würde es in der Nacht wieder schneien, denn alles war ganz still, außer uns zweien, die da liefen, einer hinter dem anderen für den Rest des Wegs.

2. Er wollte zurückkehren

Er wollte nach Peli zurückkehren und wieder seine Mutter umarmen,
wieder mit seinen Geschwistern lachen.

Wenn er nach Italien zurückginge,
dachte er, während er die Tomaten vor seinem Landhaus in Argentinien goss,
gäbe er vorher keinem Bescheid.

Man sollte ihn langsam vorrücken sehen,
wie er den Bergpfad hinaufstieg
zum Haus.

Steil ist er, dieser Pfad,
doch er würde hier und da innehalten,
um zu verschnaufen
und nach den Bergen zu sehen.

Am Nachmittag würde er Peli erreichen.

Seine Mutter würde womöglich gerade Pilze sammeln
oder ein wenig Rosmarin für die Kartoffeln.

Sein Bruder käme vielleicht gerade von der Feldarbeit zurück,
und nun würde er sich den verschwitzten Kopf abkühlen
mit etwas frischem Wasser,
oder die Werkzeuge reinigen
für ihren Einsatz am nächsten Tag.

Ohne Vorankündigung träfe er ein.

Alles sollte wie eine Erscheinung sein.

Wer würde ihn als erstes entdecken?

Wer würde als erstes den Flecken bemerken, der sich über den Weg bewegte,
und es den andern berichten, dass ein Mann auf das Haus zuging?

Wer ist dieser Mann, der da näherkommt?

Was immer sie tun, sie brechen es ab
und gehen ein paar langsame Schritte zu auf diesen Mann,
denn alle wollen den Abstand, der sie noch trennt, verkürzen,
indes sie sich fragen, ob es wahr ist,
ob es er ist,
ob dieser Körper, der da aufsteigt,

den Bergpfad entlang,
ob dieser Mann
er ist, der heimkehrt.

In Argentinien, an den Nachmittagen, während er so die Tomaten goss
und diese Dinge dachte, wurde ihm traurig zumute,
zur selben Zeit, wie er sich glücklich sah, beim Aufstieg
den Heimweg entlang;
als könnten das Glück und die Traurigkeit
ein und dieselbe Sache sein
und sich in zwei aufspalten,
um zu bleiben die eine,
während die andere sich entfernt, immer suchend
nach der Umarmung, die in Italien blieb.

3. Unterm Tisch versteckt

Alle sitzen um den Küchentisch, und ich schlüpfe darunter, um ungesehen zuzuhören. Die Stimmen kommen leicht gedämpft, irgendwie sanfter von oben an. Von hier unten sieht man aus nächster Nähe die Bewegungen, die alle machen, bevor sie etwas sagen. Das ist immer so – bevor sie sprechen, regt sich etwas. Sie kratzen sich am Knie, pressen die Hände zwischen den Schenkeln zusammen, reiben sich den Knöchel. Erst der Körper, dann die Wörter. Mein Opa hat drinnen immer ein Paar Filzhausschuhe an. Bevor er sich zu Wort meldet, schabt er mit der Spitze des einen Fußes an der Ferse des anderen, bis sie aus dem Schuh rutscht; dann erst sagt er, was er zu sagen hat. Der Filz dieser Schuhe ist grob, robust und aus vielen kurzen, etwas kratzigen Haaren beschaffen. Während mein Opa spricht, fahre ich mit meiner Hand über den ausgefüllten Schuhspann und fühle in der Handfläche das borstig-weiche Futteral. Hat er fertiggesprochen, so lässt mein Opa seinen Arm unter den Tisch gleiten und tastet mit der Hand durch den Raum, denn er weiß, dass ich dort bin. Seine Finger suchen nach meinen und verkeilen sich für eine Weile darin. Wenn das passiert, kann ich meinen eigenen Atem hören wie einen warmen Windstoß. Und obwohl auch die anderen außenherum noch da sind, sitzen da nur wir beide, wie alle, die sich blind verstehen und selbst im Dunkeln finden.

4. Ein Vogel regt sich im Schnee

Am Morgen ist alles weiß, nur dieser kleine Vogel regt sich im Schnee und durchkreuzt den ruhigen Blick derer, die vom Fenster aus das erstarrte Leben des Gebirges betrachten. Ein dunkler Punkt, der von Baum zu Baum springt. Dieser Vogel. Langsam, der Flügel womöglich beschwert von einem Häufchen Schnee. Er ist das einzige da draußen, das die Weiße schneidet und mit seinem Körper die eisige Luft durchstößt.